

RACHEL
GIVNEY

DAS
VERSCHLOSSENE
ZIMMER

ROMAN
LÜBBE

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

1 - Holzdielen

2 - Bakterizid

3 - Meine Reisen durch Deutschland

4 - Der gruseligste Teil der Bibliothek

5 - Alte Freunde

6 - Ein Tanzvergnügen für gesunde junge Leute

7 - Neue Freunde

8 - Sieben Sätze gegen Göring

9 - Ich hatte mal ein Pferd wie Sie

10 - Die Löslichkeit der Produkte

11 - Die Dreiecksnaht

12 - Ein Abend in Tracht

13 - Vom Rudel verstossen

14 - Kleine Stiche

15 - Das Reptilienhirn

16 - Ein Cousin in Dresden

17 - Das schönste kommt unerwartet

18 - Ein neuer Name

19 - Im Archiv

20 - Die dreifache Dosis

21 - Lass mich dir das Universum zeigen

22 - Das Immergrün

23 - Elternliebe ist selbstlose Liebe

- 24 - Die Schwiegermutter
 - 25 - Ein verpasstes Frühstück
 - 26 - Der verlorene Sohn
 - 27 - Die beste Chemikerin der Welt
 - 28 - Dominiks neue Assistentin
 - 29 - Sie haben es geschafft!
 - 30 - Komm, wir spielen fangen
 - 31 - Der Zugfahrplan nach Lemberg
 - 32 - Ein Drama, das Satan höchstpersönlich entsetzen würde
 - 33 - Niemand hat größere Liebe ...
 - 34 - Die Fotografie
 - 35 - Der Nordfriedhof
 - 36 - Der Schlächter von Lemberg
 - 37 - Würde
 - 38 - Das schrumpfende Kind
 - 39 - Virtuti Militari
 - 40 - Das leichteste Opfer
 - 41 - Die Geheimnisse ihres Vaters
- Dank

Über das Buch

Krakau, 1939. Nur ein Raum im Haus der Karskis ist verschlossen, das Zimmer von Marias Vater Dominik. Gibt es hier eine Antwort auf Marias Frage, warum ihre Mutter vor vielen Jahren verschwand? Heimlich bricht sie ein. Was sie findet, weckt ferne Erinnerungen, erklärt aber nicht, warum ihr Vater jedes Gespräch über ihre Mutter verweigert. Dominik ist Arzt und scheut sich nicht, zum Wohle seiner Patienten neue Wege zu gehen. Gleichzeitig drängt er darauf, Marie zu verheiraten. Nur an der Seite eines Ehemannes ist sie sicher, wenn sein Geheimnis offenbar wird. Dass sie meint, ausgerechnet in Ben den Richtigen gefunden zu haben, schockiert ihn. Denn Ben ist Jude, und auch in Krakau grassiert der Antisemitismus ...

Über die Autorin

Rachel Givney hat als Drehbuchautorin schon an vielen der beliebtesten australischen TV-Serien mitgewirkt, u. a. bei McLeods Töchter. Nach längeren Aufenthalten in den USA, Großbritannien und Deutschland lebt die gebürtig Australierin heute wieder in Sydney. Für *Secrets My Father Kept* reiste sie aber mehrfach für Recherchen nach Polen. Die Filmrechte ihres ersten Romans, der Jane-Austen-Komödie *Jane in Love*, wurden von einem großen Streamingdienst optioniert. Derzeit arbeitet Rachel Givney am Drehbuch hierzu - und an ihrem nächsten Roman.

RACHEL
GIVNEY

DAS
VERSCHLOSSENE
ZIMMER

ROMAN

Übersetzung aus dem Englischen
von Ute Leibmann

LÜBBE

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Lübbe Audio erschienen.

Titel der australischen Originalausgabe:
»Secrets My Father Kept«

Für die Originalausgabe:
Text Copyright © Rachel Givney, 2021
First published by Penguin Random House Australia Pty Ltd. This edition
published by arrangement with Penguin Random House Australia Pty Ltd via
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München
Einband-/Umschlagmotive: © Matilda Delves / Trevillion Images; © Kate
Mykhailova / shutterstock
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-2084-7

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Allen Müttern und Ärzten gewidmet, die ich kenne

1

HOLZDIELEN

Krakau, Polen, Februar 1939

Als Marie versuchte, ins Schlafzimmer ihres Vaters einzubrechen, plagte sie das schlechte Gewissen. Wie konnte sie ihn nur derart hintergehen! Ihr alter Herr war ein angesehener Bürger der Stadt, der für sich blieb und achtmal in der Woche zur Kirche ging (täglich in der Früh und sonntags sogar zweimal). Neben der Begeisterung für das heilige Sakrament und einem ausgeprägten Interesse am Fortpflanzungsverhalten von Bakterienstämmen besaß er keinerlei ungewöhnliche Neigungen. Ein derart respektloses Verhalten seiner einzigen Tochter hatte er nicht verdient. Doch Marie konnte das brennende Verlangen, etwas - egal, was - über ihre Mutter herauszufinden, nicht länger unterdrücken, und jener Mittwochnachmittag, an dem der Regen auf das Pflaster vor dem Haus prasselte und herrliche Pfützen entstehen ließ, schien ihr für diesen Vertrauensbruch so gut geeignet wie jeder andere Tag.

Man sieht nur, was man sehen will, hatte Maries Vater ihr immer wieder erklärt. Er gab nur selten väterliche Ratschläge; dieser Spruch blieb sein einziger Ausflug in die Welt der Floskeln. Wenn man einem Individuum oder einer

Sache nur eine eng begrenzte Bestimmung einräumte, machte das die Welt gleich zu einem sehr viel beschränkteren und weniger interessanten Ort.

Marie war sich nicht ganz sicher, was ihr Vater mit diesem Ausspruch meinte und warum er ihn so gern verwendete, aber sie würde sich die Redewendung heute zunutze machen, um in sein Schlafzimmer einzudringen. Sie zog eine Haarnadel aus ihrem blonden Haar. Bisher verfügte sie über keinerlei Erfahrungen als Einbrecherin, doch Olaf, ein ortsansässiger Tunichtgut, der zusammen mit ihr in der Straßenbahn zur Schule fuhr – wenn er denn mal dorthin fuhr –, hatte sich ihr gegenüber in dieser Woche damit gebrüstet, dass es ein Leichtes sei, ein Schloss mit einem schmalen Metallstück aufzubrechen. »Einfach nur reinschieben und ein bisschen hin und her ruckeln«, hatte er geprahlt und dann von seinem Zigarillo husten müssen. Marie musterte den Messingdraht und lächelte. In der Regel sahen die Leute in einer Haarnadel nur ein Accessoire, mit dem man seine Frisur bändigen konnte. Marie sah darin etwas anderes – einen Schlüssel.

Sie hatte keine genaue Vorstellung, was sie im Schlafzimmer ihres Vaters finden würde, doch ihr war klar, dass dort *irgendetwas* sein musste. Briefe oder eine Adresse, unter der ihre Mutter jetzt lebte. Ihr Vater schloss kein anderes Zimmer im Haus ab, nicht einmal sein Arbeitszimmer, wo seine wichtigen Forschungsaufzeichnungen lagen. Eine Tür versperrte man nur, wenn sich etwas Wertvolles dahinter befand.

Während sie die Treppe zu den Räumen ihres Vaters hinaufstieg, hörte sie von draußen ein vertrautes Geräusch, das sich wohl am besten als dumpfes Knallen beschreiben ließ. Frau Nowak von nebenan schichtete mal wieder Sandsäcke auf, einen über den anderen. Die beleibte Dame, kaum einen Meter fünfzig groß, war von der fixen Idee besessen, dass Herr Hitler in den nächsten Tagen einmarschieren würde. Seit drei Jahren schon warnte sie

Nachbarn, Freunde und jeden, der ihr zuhörte, dass der Besuch des »Führers« jeden Augenblick bevorstehe. Die Leute schüttelten den Kopf und erklärten sie für verrückt, aber sie ließ sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen und errichtete einen Wall vor ihrer Haustür, um sich nachts dahinter zu verbarrikadieren – zusammen mit den anderen Mietern des Hauses, egal ob diese es wollten oder nicht. Tag für Tag verrichtete sie dieselbe Zeremonie und türmte neue Sandsäcke auf, sobald sie derer habhaft werden konnte. Selbst der Regen hielt sie nicht davon ab, ebenso wenig wie ein Sturm es würde. Obwohl Marie das Klatschen der Sandsäcke draußen auf die Nerven ging, verlangte nun ein anderes Vorhaben ihre volle Aufmerksamkeit. Sie stand vor dem Schlafzimmer ihres Vaters und bückte sich, um die Tür genauer zu untersuchen.

Das Schloss befand sich im Türknauf selbst, eine technische Neuerung. Kein anderer Türgriff im Haus besaß ein Schloss, daher vermutete sie, dass ihr Vater es nachträglich eingebaut hatte. Sie zog eine weitere Haarnadel aus ihrer Frisur, denn laut dem Nachwuchskriminellen Olaf bedurfte es zweier Drähte, um ein Schloss zu knacken. Eine Haarsträhne, die sich beim Herausziehen der Nadel gelöst hatte, fiel ihr über das linke Auge und störte ihr Blickfeld. Sie pustete sie weg und schob die Haare hinters Ohr. Sie steckte die beiden Nadeln ins Schloss, zunächst eine in den unteren Teil, dann die andere gleich darüber, und ruckelte mit den beiden Nadeln hin und her, wie Olaf es beschrieben hatte.

Sie ruckelte und ruckelte. Sie ruckelte so stark, dass ihr der Ellbogen wehtat. Nichts geschah. Zwar schien sich der Türknauf etwas zu lockern, aber das Schloss selbst gab nicht nach. Was sollte sie tun? Sie schaute zur Standuhr am Ende des Flurs hinüber. Die Zeiger standen auf kurz vor sechs. Bald würde ihr Vater nach Hause kommen. Sie würde ihr Vorhaben aufgeben müssen. Marie verfluchte

sich und die Haarnadeln, in die sie so große Hoffnungen gesetzt hatte, sie verfluchte Olaf wegen seiner nutzlosen Anweisungen und Frau Nowak, die draußen immer noch mit ihrem Wall aus Sandsäcken beschäftigt war. Sie würde es zu einem anderen Zeitpunkt noch einmal versuchen, wenn ihr mehr als ein paar Minuten Zeit blieben, um ihr Vorhaben auszuführen. Sie versuchte, die Nadeln wieder aus dem Schloss zu ziehen. Eine löste sich und fiel ihr in die Hand, die andere dagegen bewegte sich nicht. Marie zog noch einmal, doch das Schloss hielt den Metalldraht wie ein Raubtiergebiss umklammert.

Sie stemmte die Füße in den Boden, packte die Haarnadel und zerrte mit aller Kraft daran. Vor lauter Anstrengung fiel sie rücklings zu Boden, und die Nadel kam frei. Leider löste sich auch der Türknauf, und plötzlich lag die ganze Konstruktion samt Schloss und der noch darin steckenden Haarnadel in Maries Hand. Dort, wo vorher der Knauf gewesen war, klaffte nun ein Loch in der Tür.

Sie sah noch einmal zur Uhr hinüber: Die Zeiger standen auf zwei Minuten nach sechs. Um 6.14 Uhr rechnete sie mit der Rückkehr ihres Vaters, und er war ein sehr pünktlicher Mensch.

Marie überlegte kurz, ob eine Chance bestand, dass er die Tat gar nicht bemerken würde. Er arbeitete als Chirurg in der städtischen Klinik, und seine liebste Freizeitbeschäftigung bestand darin, winzige Organismen unter dem Mikroskop zu untersuchen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er ein zehn Zentimeter großes Loch in seiner Schlafzimmertür nicht bemerken würde, ging gegen null.

Sie hockte sich hin und wollte den Knauf wieder an seinen ursprünglichen Platz zurückschieben, als sich die Tür knarrend einen Spalt breit öffnete und sie einen Blick in das dahinterliegende Schlafzimmer ihres Vaters werfen konnte. Durch das Fenster am anderen Ende des Raumes fiel ein Streifen nachmittägliches Licht herein. Schon oft

hatte sie sich ausgemalt, wie dieses Zimmer wohl aussehen mochte. Wenn sie nachts im Bett lag, hörte sie manchmal die Dielen knarren und stellte sich vor, was ihr Vater wohl gerade dort drinnen tat. Schrieb er heimlich Briefe an ihre Mutter und flehte sie an zurückzukommen? Sie schaute noch einmal auf die Uhr und huschte dann rasch hinein, ehe sie sich eines Besseren besinnen konnte. Sie würde sich nur kurz umschaun und dann die Tür in Ordnung bringen.

Marie schaute sich im Zimmer um. Holzdielen bedeckten den Boden. Die Bettwäsche verströmte den Duft von Karbelseife, und die Laken schienen von einem ganzen Pfund Stärke in Form gehalten zu werden. Am Kopfende des Bettes thronte ein Kissen, das so unbehaglich wirkte, als hätte ihr Vater es mit Steinen gefüllt. Kein Staubkörnchen verunreinigte die Fensterbänke, kein Krumen Dreck die Bodendielen – hier sah es aus wie in einem Krankenzimmer, das unter der Aufsicht einer besonders Furcht einflößenden Oberschwester stand. Marie war enttäuscht, zugleich aber auch ein wenig erleichtert. Insgeheim hatte sie sich schon gefragt, ob sie im Schlafzimmer ihres Vaters womöglich eine Lasterhöhle finden würde, ob er dort drinnen vor einem Altar dem Teufel huldigte oder Akten geheimer Missionen als stalinistischer Doppelagent versteckte. Stattdessen stellte sich heraus, dass er sich im ganz privaten Raum ebenso verhielt wie im öffentlichen: als bescheidener, eher asketischer Mann, der wenige Vergnügungen kannte, die Blusen von Marias Schuluniform ausbesserte, Brot für sie buk und hinter verschlossenen Türen genau so war, wie er nach außen erschien – ein beruhigender, stützender Mensch, dessen Art man wohl auch langweilig hätte nennen können. Seine Korrektheit stand in scharfem Kontrast zu dem offenbar liederlichen Verhalten ihrer Mutter, die allem Anschein nach die Familie aus

irgendwelchen selbstsüchtigen Beweggründen verlassen hatte, die nur sie allein kannte.

Ihr Vater schlief in einem Einzelbett. Auf dem Nachttisch stand ein einziges Foto in einem braunen Lederrahmen, das Marie als lächelnde Sechsjährige zeigte. Als hätte sie nicht ohnehin schon ein schlechtes Gewissen gehabt, gab ihr dieses Bild nun den Rest. Anscheinend war Marie die einzige Frau im Leben ihres Vaters – und nun hatte sie ihn hintergangen, indem sie sich Zutritt zu seinem Schlafzimmer verschafft hatte.

An der Wand stand eine Kommode aus stumpfem Rotholz. Marie zog die oberste Schublade auf und durchstöberte Socken und Unterwäsche, die in zwei ordentlichen Reihen eingeräumt waren. Es war ein seltsames Gefühl, die Socken ihres Vaters, die sie bisher immer nur an seinen Füßen gesehen hatte, so aufgerollt zu betrachten. Der Kleiderschrank enthielt steif gestärkte Kleidung und ein Ersatzkorsett, das ihr Vater tragen musste, um eine Skoliose zu korrigieren, die er sich in Kindertagen zugezogen hatte. Im Schuhfach standen zwei Paar Lederschuhe, die zu einem bescheidenen Glanz poliert waren.

Marie legte alles, was sie angefasst hatte, wieder an seinen Platz zurück. Das war nicht schwierig, denn ihr Vater hatte die Sachen mit geradezu mathematischer Präzision geordnet. Deshalb konnte sie alles genau so hinterlassen, wie sie es vorgefunden hatte. Sie fragte sich, weshalb ihr Vater sich überhaupt die Mühe machte, die Tür abzuschließen. Hier gab es nichts, was sich zu verbergen lohnte.

Doch dann berührte ihr Fuß eine Bodendiele, auf die sie zuvor noch nicht getreten war, und es knarrte unangenehm laut. Sie hielt inne. Dann trat sie noch einmal auf die Diele. Sie schien lose zu sein. Marie eilte ins untere Stockwerk und holte ein Buttermesser, um das Brett hochzustemmen. Es ließ sich mühelos anheben. Sie legte es zur Seite und

spähte in das Loch, das sich am Boden aufgetan hatte. Unter ihr befand sich ein größerer Hohlraum, aber im Dunkeln war nichts zu erkennen. Ihr Atem ging schneller. Sie fasste mit der Hand hinein, und warme, trockene Luft kribbelte auf ihrer Haut. Sie tastete ungelenk umher und schob den Arm tiefer in das Loch.

Sie ließ den Arm kreisen und befühlte den Untergrund. Ihre Finger zuckten zurück, als sie die watteähnliche Textur von Spinnweben berührte. Angeekelt zog sie den Arm wieder heraus und stellte fest, dass ihre Hand mit weißen Fäden überzogen war.

Sie wischte die Spinnweben an ihrem Rock ab, biss die Zähne zusammen und schob die Hand noch einmal energisch unter die Dielen. Schaudernd malte sie sich aus, dass irgendwo dort unten die Bewohnerin des Spinnennetzes lauerte, und wollte die Hand gerade wieder zurückziehen, als ihre Finger einen rechteckigen Gegenstand berührten. Sie klopfte mehrmals dagegen, vergewisserte sich, dass er nicht lebte, und zog ihn dann aus dem Hohlraum hervor.

Sie betrachtete den Gegenstand in ihrer Hand von allen Seiten. Es war ein kleiner Schmuckkasten, bezogen mit verblichenem kastanienbraunen Samt. Das Herz schlug ihr bis zum Hals: Diese Schatulle gehörte einer Frau.

Sie wollte sie öffnen, zögerte dann aber. Wollte sie wirklich wissen, was sich darin befand? Die Holzdiele, das Schloss - auf einmal ergab alles einen Sinn. Dann hörte sie plötzlich von unten ein wohlbekanntes Geräusch, das sie zusammenfahren ließ. Ein Schlüssel, ein richtiger Schlüssel, wurde in ein anderes Schloss geschoben. Sie hörte, wie ihr Vater die Vordertür öffnete und das Haus betrat.

»Marie?«, rief er.

Marie schien das Blut in den Adern zu gefrieren. Sie schob das braune Kästchen in die Rocktasche, legte die

Bodendiele wieder an ihren ursprünglichen Platz und verließ fluchtartig das Zimmer.

Der Türknauf lag immer noch am Boden. Entsetzt zog sie die Luft ein. Tatsächlich bestand er aus zwei Teilen, was ihr zuvor nicht aufgefallen war. Das eine Teil war der Knauf, der nach außen zeigte, das andere der entsprechende Gegenpart von der Innenseite der Tür.

»Marie?«, rief ihr Vater wieder.

Sie musste irgendetwas antworten. »Ich komme gleich, Papa«, rief sie mit aufgesetzter Fröhlichkeit.

»Ich will dir etwas zeigen!« Aus der Küche erklang das Klappern von Töpfen. Marie flehte ihren Vater im Stillen an, bloß dort unten zu bleiben.

»Ich bin gleich bei dir, Papa«, versicherte sie. Die Chancen standen nicht gut, dass sie diese Situation unbeschadet überstehen würde. In der Tür zum Schlafzimmer ihres Vaters klaffte ein Loch. Und dafür gab es keine andere vernünftige Erklärung als die Wahrheit.

Marie fragte sich, was geschehen würde, wenn er bemerkte, dass sie sich Zutritt zu seinem privaten Bereich verschafft hatte. Sie hatte ein so gutes, von Warmherzigkeit geprägtes Verhältnis zu ihrem Vater wie wohl nur wenige Mädchen in der Stadt. Dominik Karski kümmerte sich liebevoll um seine Tochter und umsorgte sie. Er beschäftigte sich in einer Weise mit ihrer Ernährung und ihrem Wohlbefinden, die weit über seine Berufsehre als Arzt hinausging und schon an übertriebene Besorgtheit grenzte. Jedes Mal, wenn sie über Kopfschmerzen klagte oder Krankheit vorschützte, holte er gleich sein Stethoskop hervor und hörte sie ab, untersuchte minutenlang ihre Atemgeräusche und Herztöne, bis es selbst Marie zu langweilig wurde. Wie immer stellte er dann die Diagnose, dass sie bei bester Gesundheit sei, und sammelte die Aufzeichnungen ihrer tadellosen Vitalfunktionen in einer Heftmappe. Sie stellte sich seine Miene vor, wenn er entdeckte, dass sie in sein Schlafzimmer eingedrungen war.

Ihr liebenswerter, großherziger Vater. Er würde keinen Zorn zeigen, sondern etwas weitaus Schlimmeres: Er würde enttäuscht aussehen. Der Gedanke ließ sie schauern – das durfte einfach nicht passieren.

Sie hob die beiden Einzelteile des Türknaufs auf und betrachtete sie. An dem einen Teil hingen zwei lose Schrauben. Sie hatte nicht etwa das Schloss aufgebrochen, sondern die ganze Konstruktion aus der Tür gerissen. Sie schob die beiden Knäufe an ihre ursprüngliche Position zurück, so gut es ging, und schraubte sie mit dem Buttermesser zusammen.

»Der heilige Bartholomäus ist fertig! Das wurde auch langsam Zeit!«, rief ihr Vater aus dem Untergeschoss. Marie fuhr zusammen und ließ das Messer fallen. Das Geklapper der Töpfe unten hörte auf. Sie schluckte. Während er weiter von der Kirche erzählte, wurde seine leise Stimme lauter, die Schallwellen kürzer. Ihr Vater kam die Treppe herauf. Maries Hände schwitzten, und sie fluchte leise, denn sie hatte erst eine Schraube festgedreht. Sie hob das Messer auf und begann die zweite festzuschrauben, aber da tauchte ihr Vater bereits am Ende der Treppe auf. Marie fuhr hoch und stopfte die Schraube in die Tasche.

Doch er schaute gar nicht sie an, sondern nur das Faltblatt in seiner Hand. Er reichte es ihr. »Bitte schön.« Das Blatt informierte über die Fertigstellung eines Fensters in der Kirche, die sie und ihr Vater immer besuchten. Ein Foto zeigte eine kunstvolle Buntglasdarstellung des heiligen Bartholomäus, wie er bei lebendigem Leibe von seinem Henker gehäutet wurde. Obwohl sich die Haut in blutigen Spiralen löste wie Rinde von einem Baum, war das Gesicht des Heiligen heiter und abgeklärt, und er schaute mit verzücktem Lächeln empor zu Gott. Marie bemühte sich, eine ähnliche Gelassenheit auszustrahlen.

»Halleluja«, sagte sie und versuchte, ihren Atem zu beruhigen. »Die haben sich auch lange genug Zeit

gelassen.«

»Es hätte sogar noch länger dauern können«, erwiderte ihr Vater. Er gehörte dem Komitee an, das sich um die Fertigstellung des Fensters kümmerte, und hatte zusammen mit Stadtverwaltung und Priestern an zahlreichen Besprechungen teilgenommen. Marie musterte sein Gesicht, um festzustellen, ob er ihr Vergehen entdeckt hatte, aber sein Blick blieb auf die Abbildung des gehäuteten Heiligen gerichtet, und seine Stimme behielt die übliche ruhige, leise Tonlage. »Was ist denn das?«, fragte er plötzlich und deutete auf Maries Seite. Ihr wurde flau. Der Augenblick war gekommen – er hatte sie ertappt. Doch seine Hand blieb oberhalb ihrer Rocktasche und fasste nach ihrem Blusenärmel.

»Erdbeermarmelade«, erwiderte Marie mit mühsam verhohlener Erleichterung. Sie hatte sich irgendwann vorhin den Mund an der Manschette ihrer Bluse abgewischt. »Tut mir leid, Papa.«

Ihr Vater teilte ihr mit, dass es wie immer um sieben Uhr Abendessen geben würde, und da er sagte, er wolle die Bluse mit dem Erdbeerfleck über Nacht einweichen, ging sie in ihr Schlafzimmer, um sich umzuziehen.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie hatte keine Ahnung, wie es ihr gelungen war, ungestraft davonzukommen. Sie wartete immer noch darauf, dass ihr Vater jeden Moment hereinkommen und sie des Einbruchs beschuldigen würde. Bestimmt würde er die fehlende Schraube bemerken. Oder irgendetwas anderes, das sie nicht wieder an den richtigen Platz zurückgelegt hatte. Aber er kam nicht. Mit einem erleichterten Seufzer zog sie die Bluse aus.

Dann holte sie das kastanienbraune Kästchen hervor, das ihr während des Gesprächs mit ihrem Vater die ganze Zeit in der Tasche gebrannt hatte. Sie würde schon eine Möglichkeit finden, es irgendwann wieder in das Zimmer des Vaters zurückzulegen, doch im Augenblick interessierte

sie nur, was darin war. Sie betrachtete die kleine Schatulle, drehte und wendete sie und versuchte dann, sie zu öffnen. Der Deckel war fest verschlossen, zwar nicht mit Kleber, aber mit irgendetwas anderem. Sie zog noch einmal, diesmal fester, und der Deckel ließ sich öffnen.

Ihr Blick fiel auf ein Bündel Haare.

Sie nahm es heraus. Das Haar ähnelte in der Farbe ihrem eigenen gelbblonden, es war allerdings viel länger und dicker. Ihre Haare konnten es nicht sein, denn sie waren niemals so lang gewesen. Diese Haare waren nicht auf einem Kinderkopf gewachsen. Es waren keine weichen, dünnen Locken, wie sie Eltern nach dem ersten Haarschnitt eines Kindes aufhoben, sondern dicke blonde Strähnen, die zu einem festen Zopf geflochten waren, schwer wie Tauwerk. Und irgendjemand hatte den Zopf eingerollt und in das Kästchen gestopft. Dieses Haar stammte vom Kopf einer erwachsenen Frau.

Ihr schwindelte bei der Vorstellung, dass sie ein Teil von irgendjemandem versteckt unter den Bodendielen ihres Vaters gefunden hatte. Abgeschnittene Haare ohne den dazugehörigen Kopf - selbst Babyhaare - hatten etwas Abstoßendes. Obwohl sie Ekel empfand, verspürte sie den unwiderstehlichen Drang, den Zopf zu berühren und daran zu riechen. Sie schwelgte geradezu in ihrem Abscheu - es war ähnlich wie der Drang, sich im Schlamm zu wälzen oder an verdorbener Milch zu riechen, nur um etwas bisher Unbekanntes zu erfühlen. Sie rieb die Haare zwischen ihren Fingern. Die Strähnen gaben nach und teilten sich. Staubkörnchen rieselten ihr in den Schoß. Ein wunderbarer Duft nach Rosenwasser stieg empor und verzauberte die Luft. Der süße, frische Duft von Rosenblättern führte sie zurück in die Zeit, als sie ihre Mutter zum letzten Mal gesehen hatte - nun erinnerte sie sich, dass sie nach Rosenwasser gerochen hatte. Eine der wenigen Erinnerungen an sie, die Marie noch hatte. Sie holte tief Luft, als ihr der Zusammenhang klar wurde.

Diese Haare hatten ihrer Mutter gehört.

Marie war, als hielte sie ihre Mutter lebendig in den Händen. Wenn sie noch einmal an den Haaren roch, würde sie sie lachen hören. Plötzlich fühlte sie sich unvollständig, wie ein halber Mensch, dem ein Stück seiner Selbst vom Leib getrennt worden war. Marie war Linkshänderin, ihr Vater schrieb mit der Rechten. Wer war diese Linkshänderin, die die Hälfte ihrer Erbanlagen an Marie weitergegeben, die fünfzig Prozent von ihr erschaffen hatte? Maries Finger waren ganz anders geformt als die ihres Vaters. Ihre Nägel waren länglich und liefen in eleganten Halbmonden aus, während die seinen quadratisch und rechtwinklig im Nagelbett saßen. Hatte sie die Finger ihrer Mutter? Und es gab noch tiefergehende Eigenschaften als Fingernägel und Händigkeit. Marie ähnelte ihrem Vater einfach nicht, weder vom Aussehen noch vom Charakter. Während er niemals laut wurde, verlor Marie rasch die Geduld und schrie. Sie lachte gern und viel, wohingegen ihr gutmütiger, aber freudloser Vater niemals lächelte. Er war ein tiefes Wasser, ein tausendjähriger See, dessen Oberfläche sich niemals kräuselte. Marie lebte wie ein Feuer, das sich seinen Weg durch den Wald brannte. Manchmal betrachtete sie ihn und fragte sich, ob sie ihn überhaupt kannte. Sie sehnte sich danach, den Menschen zu treffen, der ihr sein Feuer verliehen hatte.

Marie war kaum zwei Jahre auf der Welt gewesen, als ihre Mutter fortging. Sechzehn Jahre lang hatte ihr Vater die Geschichte aufrechterhalten, dass die Mutter sie aus unbekanntem Gründen verlassen hätte. Mehr Worte verlor er über dieses Thema nicht, und bohrende Fragen führten nur dazu, dass er sich ganz verschloss. Warum hatte er das Haar seiner Frau die ganzen Jahre über aufgehoben? Er war Marie nie als romantisch veranlagter Mensch erschienen. Sehnte er sich insgeheim nach ihrer Mutter? Liebte er sie noch?

Sie wischte die Tränen weg, die sich in einem Auge bilden wollten, rollte den Zopf ein und packte ihn in das Kästchen zurück. Dann drückte sie den Deckel fest zu.

In der folgenden Nacht öffnete sie das Kästchen noch dreimal, roch an den Haaren und befühlte die einzelnen Strähnen. Am nächsten Tag, während ihr Vater noch bei der Arbeit war, brachte sie die Haare an den ursprünglichen Platz unter den Bodendielen zurück und reparierte die Tür zu seinem Zimmer.

Marie war dort in der Hoffnung eingedrungen, irgendwelche Informationshäppchen zu finden, die ihr erlaubten, den Nachbarn mitzuteilen, dass die Mutter sie aus gutem, rechtschaffenem Grund verlassen hatte. Wie gern hätte sie den Makel getilgt, den ihr Verschwinden auch bei Marie selbst hinterlassen hatte. Doch nun hatte sie etwas gefunden, das einmal ihrer Mutter gehört hatte, und das stillte nicht etwa Maries Wunsch, in den Augen der Leute als anständig zu gelten, sondern rief ein neues Verlangen hervor, das hundert Mal stärker war. In ihr hatte sich plötzlich eine tiefe Höhle der Sehnsucht aufgetan, sie hatte ein Ungeheuer freigesetzt. Der überraschende Fund der Haare - eigenartig und makaber zugleich - änderte alles. Nichts konnte je wieder so werden, wie es vorher war. Nun war es für sie nicht mehr so wichtig herauszufinden, warum die Mutter sie verlassen hatte, sondern es ging ihr vor allem darum, sie ausfindig zu machen.

Hätte Marie Karska in diesem Moment geahnt, was sie im Laufe des Jahres 1939 alles erfahren würde, hätte sie es sich womöglich anders überlegt. Aber in diesem Augenblick war sie sich einer Sache sicher: Sie würde nicht eher aufhören zu suchen, bis sie herausgefunden hätte, was mit ihrer Mutter geschehen war.

2

BAKTERIZID

In nahezu sechs Monaten hatte Dominik Karski keinen einzigen Patienten verloren, was in dem Krankenhaus, in dem er arbeitete, einem Rekord gleichkam. Die Stadt Krakau, wo er lebte, war berüchtigt für ihre hohe Zahl an Todesopfern, denn sie wurde von allen verbreiteten Seuchen und Krankheiten ebenso heimgesucht wie von einigen selteneren. Außerdem bestand ein Gutteil der Bevölkerung aus Bauern, die keinen Zweikampf mit ihren Erntegeräten ausließen. Trotzdem hatte es Dominik 174 Tage lang geschafft, nicht eine der Seelen zu verlieren, die sich in seiner Obhut befunden hatten. Das war eine außerordentlich lange Erfolgsserie. Mittlerweile schlossen die Krankenschwestern sogar Wetten ab, wie lange diese Glückssträhne noch anhalten würde, und sammelten Einsätze wie bei einer Lotterie. Als Dominik nun aber das Kind im Bett und die verzweifelte Mutter daneben sah, befürchtete er, dass es bald zu einer Ausschüttung des Wetteinsatzes kommen würde.

Der Junge lag matt im Krankenhausbett, und seine Mutter wischte ihm zitternd mit einem Flanelllappen die Stirn. Schwester Emilia hatte Dominik aus der Visite geholt und ihn zur Kinderstation geschleppt. »Wir dachten, Sie sollten sich das vielleicht mal anschauen, Herr Doktor«,

murmelte sie und wich seinem Blick aus, vielleicht weil es ihr unangenehm war, seine Erfolgsserie nun zu beenden.

Dominik trat ans Bett des Jungen und schob sich die Brille auf dem Nasenrücken hoch. Da das Kind flach im Bett lag, hockte er sich hin. »Wie heißt du, junger Mann?«

Schlaff wandte der Junge ihm den Kopf zu und erwiderte mit düsterer Stimme: »Daniel.« Seine Luftröhre war voller Schleim. Beim Sprechen stieg ein fauliger Geruch aus seinem Mund. Doch Dominik wich nicht vor dem Atem zurück, sondern beugte sich näher zu dem kranken Kind und atmete durch die Nase ein, um die Art der Infektion genauer einzugrenzen.

»Darf ich mal deine Lunge abhören, Daniel?« Das Kind nickte. Dominik griff nach dem Stethoskop, das er um den Hals hängen hatte, öffnete das Nachthemd des Jungen und musterte seinen Oberkörper. Eine Gestalt, zart wie ein Vogelgerippe, aus dem sich ein ballonartiger Bauch hervorblähte. Über den vorspringenden Schlüsselbeinen spannte sich dünne Haut, die Rippen ragten gut sichtbar empor wie ein Zeltgewölbe. Ihre Form erinnerte Dominik an eine Zeit in seinem Leben, die er glücklicherweise lange hinter sich gelassen hatte.

Er hauchte gegen das Bruststück des Stethoskops, um es zu erwärmen, dann schob er es unter das Hemd des Jungen und forderte ihn auf, tief einzuatmen. Das tat Daniel ohne große Mühe, aber beim Ausatmen verzog er schmerzvoll das Gesicht. Dominik hörte sich das Geräusch genau an. Der Atem eines gesunden Menschen hallt wider und rauscht, was zeigt, dass die Luft die Atemwege ungestört passieren kann. Die Atmung dieses Kindes klang vollkommen anders: Sie prasselte wie Reifen über einen Schotterweg. Man weiß das Glück einer mühelosen Atmung erst zu würdigen, wenn sie einem genommen wird. Für diesen Jungen musste sich jedes Luftholen anfühlen, als würde er durch ein nasses Tuch atmen.

Jeder Arzt ist auf die Zeichen des nahenden Todes vorbereitet, und es sind stets dieselben: Die Atmung wird schneller und flacher, Gliedmaßen und Eingeweide erschlaffen. Und ein weiteres, weniger greifbares Zeichen, das allein den Säugetieren eigen ist: Der Blick geht ins Leere und zeigt, dass der Körper zur Kapitulation bereit ist – ein Stimmungswechsel, das Eingeständnis, dass das Leben nun gehen will. Anders als gemeinhin angenommen, gehen die meisten Sterbenden leicht. Sie lassen keinen Zorn erkennen, sondern fügen sich ins Unvermeidliche. Dieses Kind hingegen zeigte alle Posten der Einkaufsliste des Todes außer dem einen. Statt ins Leere zu starren und demütig auf den Tod zu warten, wollte dieser kleine Junge offenbar keineswegs gehen. Sein Blick signalisierte keine sanfte Hingabe, vielmehr starrten zwei dunkelblaue Augen, rund wie Murmeln und farbkräftig wie das Gefieder eines Blaukehlchens, Dominik rebellisch an. Seine Augen wanderten wütend und verzweifelt über sein Gesicht und zeigten keinerlei Bereitschaft, ins Jenseits zu gehen. Kurz schaute der Junge trotzig an Dominiks Schulter vorbei, als stünde dort der Tod persönlich in seinem Kapuzenmantel und würde seine Sense schwenken – *Nein, heute holst du mich nicht!*, dachte er wohl –, dann wandten seine Augen sich wieder in zorniger Verzweiflung an Dominik, als wollte er ihn zu einem Pakt auffordern. *Hilf mir*, schien er zu sagen. *Versuch alles*. Dieser bohrende Blick des Kindes, selten genug in einer solchen Situation, brachte Dominik derart aus der Fassung, dass er sich zum Handeln genötigt sah.

»Zeig mir mal, ob du dich aufsetzen kannst, junger Mann«, forderte Dominik ihn auf.

Daniel sah ihn unsicher an.

»Er ist erschöpft, Herr Doktor«, sagte die Mutter.

Ihm war klar, dass es paradox erschien, einen Sterbenden zum Hinsetzen aufzufordern. »Ich weiß, das ist

anstrengend. Aber du bist doch ein starker Kerl, oder? Ich wette, du kannst ganz schnell rennen und hoch springen?«

Bei der Anspielung auf seine Sportlichkeit nickte der Junge und versuchte, sich in eine sitzende Position zu bringen. Seine dünnen Ärmchen wackelten und zitterten, er schwitzte vor Anstrengung – es gelang ihm nicht. Er schob die Zunge in den Mundwinkel und versuchte es noch einmal. Mit eiserner Anstrengung stemmte er sich auf seine Ellbogen und richtete sich schließlich auf. Beifall heischend schaute er Dominik an.

»Ein ganzer Kerl!«, sagte Dominik. Die Atmung des Kindes verbesserte sich schlagartig, ein klareres, trockeneres Atemgeräusch löste das schwere, feuchte Rasseln ab. »Schwester, Fowler-Lagerung!« Schwester Emilia eilte ans Bett und brachte das Kopfende in eine 45-Grad-Neigung, sodass der Junge aufrecht sitzen blieb.

Die Mutter des Jungen, die Schwester Emilia als »Ruth« angesprochen hatte, lächelte glücklich.

Angesichts des kleinen Fortschritts erlaubte sich Dominik ein kurzes Nicken, wandte sich dann aber wieder seinem Patienten zu, denn die Lösung würde nicht von Dauer sein. Die infektiöse Flüssigkeit, die sich nun am Grund seiner Lunge sammelte, würde rasch zunehmen und ohne eine weitere Behandlung das ganze Organ überschwemmen. Der Patient würde gleichsam in seinen eigenen Körperflüssigkeiten ertrinken.

»Das hat doch keinen Zweck. Ein aussichtsloser Fall«, verkündete eine Männerstimme hinter ihm. Dominik kannte die Stimme und verkniff sich ein Seufzen. Igor Wolanski näherte sich mit wütendem Gesicht und schwellender Stirnader. »Er hat die Influenza, in fortgeschrittenem Stadium«, sagte er. Bei diesem Wort erschauerte Daniels Mutter, als hätte er geflucht oder Gott gelästert. Eine ganze Generation von Polen war dieser Seuche erlegen. »Das wird ihn umbringen«, fügte Wolanski unnötigerweise hinzu. »Da kann man nichts mehr machen.

Warum setzen Sie ihn aufrecht hin? Er sollte liegen, damit er in Frieden sterben kann. Das hier ist meine Station, und das ist mein Patient. Gehen Sie auf Ihre eigene Station zurück, Dominik.«

Dominik arbeitete als Chirurg, aber immer öfter forderte man seine Hilfe bei Infektionen an. Aus einer Wundnaht konnte sich binnen weniger Stunden eine Sepsis entwickeln, wenn sie nicht richtig versorgt wurde. Er hatte sich auf diesem Feld zu einer Art Fachmann entwickelt, und die Schwestern der Infektionsstation – ja, eigentlich von jeder Station – baten ihn häufig, sich ihre Patienten anzuschauen. Oftmals untersuchte er auch die von Staphylokokken oder Streptokokken geplagten Patienten auf der Station für Geschlechtskrankheiten, der Lungenstation und gelegentlich eben auch auf der Kinderstation.

Hier jedoch betrachtete sich Wolanski als ausgewiesener Experte, er war der Kinderarzt, und Dominik war in sein Revier eingedrungen. Ein anderer Arzt hätte sich wahrscheinlich für die Hilfe bedankt. Nicht so Wolanski. Die Situation würde wohl in einem Machtkampf enden.

»Was wurde bisher verabreicht?«, fragte Dominik die Schwester, ohne Notiz von seinem Kollegen zu nehmen.

»Laudanum. Vier Tropfen«, erwiderte sie.

Dominik schwieg. Eine derartige Menge Opiumtinktur hätte selbst einen Erwachsenen niedergestreckt.

»Das Laudanum hat seinen Husten gestillt«, sagte Wolanski scharf. »Und die Schmerzen. Kein Kind sollte leiden müssen. Ich verwehre mich dagegen, meine Entscheidungen zu rechtfertigen«, fügte er hinzu, womit er eben dies tat.

»Schmerz kann sehr nützlich sein«, erwiderte Dominik mit einem Nicken und deutlich sanfterer Stimme. »Er zeigt uns, dass etwas nicht in Ordnung ist. Auch der Husten ist wichtig. Er reinigt den Körper von Giftstoffen.« Er sprach

in dem leisen, ruhigen Tonfall, den er gegenüber Wolanski immer an den Tag legte, bemüht, ihn nicht zu verärgern. »Ihrer ersten Aussage stimme ich voll zu, den anderen dagegen nicht, bei allem Respekt.«

Wolanski starrte Dominik wütend an.

»Vielleicht sollten wir diese Unterhaltung unter vier Augen weiterführen«, schlug Dominik mit einem Seitenblick auf die Mutter des Jungen vor, die das Streitgespräch erwartungsvoll beobachtete.

»Auf keinen Fall«, erwiderte der Kinderarzt. »Meine Diagnose und Behandlung sind korrekt. Wenn es Ihnen an Wissen und Erfahrung auf diesem Gebiet mangelt, dann ist das Ihr Problem.«

»Wie Sie möchten.« Dominik rückte seine Brille zurecht und setzte das Gespräch am Krankenbett des Kindes fort. »Ihr kleiner Patient hat eine fortgeschrittene Influenza. Aber es ist nicht die Influenza, die ihn umbringen wird. Und man kann etwas dagegen tun.«

Wolanski lachte. »Sie wollen mir weismachen, dass die Influenza nicht tödlich ist? Dass diese Seuche, die ein Viertel unserer jungen Soldaten - unsere besten und stärksten Männer - im Großen Krieg dahingerafft hat, nicht tödlich ist?« Er hielt häufiger solche Reden und warf dabei mit Statistiken und historischen Anspielungen um sich, als sei er kein Arzt, sondern ein Politiker, der sich ans Volk wandte und für ein öffentliches Amt bewarb.

»Die Influenza allein ist selten tödlich«, entgegnete Dominik. Diese Behauptung löste üblicherweise Hohn und Spott aus, und auch diesmal gab es keine Ausnahme. Dr. Wolanski lachte mit ironischer Missbilligung, während die Mutter des Jungen Dominik anstarrte, als wäre er plötzlich verrückt geworden. Sogar Daniel auf seinem Krankenbett hob fragend eine Augenbraue. »Dieser Junge wird nicht an Influenza sterben. Aber er stirbt.«

Wolanski verschränkte die Arme. »Woran wird er denn dann sterben?«

»An einer Lungenentzündung.« Dominik blickte die anderen Anwesenden an. Da niemand etwas sagte, fuhr er fort: »Das Influenzavirus hat sein Immunsystem angegriffen und geschwächt. Opportunistische Bakterien haben die Gelegenheit genutzt und sich in seiner Lunge angesiedelt.«

Wolanski winkte ab. »Na gut, dann hat er eben auch noch eine Lungenentzündung. Was macht das für einen Unterschied – eine Lungenentzündung ist ebenso tödlich wie die Influenza. Dagegen gibt es keine medikamentöse Behandlung. Bald wird er *tot* sein.«

Wolanski hatte das deutsche Wort »tot« verwendet, und Dominik ärgerte sich über die Angewohnheit des Kinderarztes, immer mal wieder deutsche Wörter in seine Argumentationen zu streuen. Wolanski bewunderte die gegenwärtige Gesundheitspolitik im Deutschen Reich und ihre Maßnahmen, die man jedoch auch als gesellschaftsfeindlich bezeichnen konnte.

»Ich habe eine Behandlung gegen Lungenentzündung«, erwiderte Dominik.

»Wie bitte?«, fragte Wolanski.

»Ein neues Medikament.« Dominik schaute zu Boden. »Ich habe es selbst entwickelt.«

Nun brüllte Wolanski vor Lachen. »Hier ist Ihr Retter, gnädige Frau!«, sagte er zu Ruth. »Ein verrückter Wissenschaftler, der in seinem Hinterzimmer Zaubertränke anrührt! Hören Sie nicht auf ihn, hier können wir nichts mehr tun. Ersparen Sie Ihrem Jungen lieber unnötige Schmerzen.«

Dominik schüttelte den Kopf. »Verzeihen Sie, Doktor, aber wenn wir den bisherigen Kurs weiterverfolgen, wird das Kind sterben.«

Wolanski richtete sich weiter an die Mutter des Kindes. »Die Entscheidung liegt bei Ihnen, gute Frau. Wollen Sie die Behandlung fortführen, die Ihr behandelnder Arzt eingeleitet hat und die seit Jahrzehnten zur Schmerzlinderung eingesetzt wird? Oder soll dieser

Verrückte mit seinem Zaubertrank Ihrem Sohn noch weiteres Leiden zufügen?«

Dominik sah, wie sie unschlüssig von einem Arzt zum anderen blickte. Ginge sie allein nach der äußeren Erscheinung, dann war es wohl keine Frage, wie sie sich entscheiden würde. Dominik hätte als Kinderarzt kaum bestehen können; er kannte keine Witze, und sein ernster Gesichtsausdruck konnte die Milch sauer werden lassen. Er war von kleiner, drahtiger Gestalt und trug ein sperriges Brillengestell mit dicken Gläsern. Außerdem lächelte er nie. Er sah aus wie jemand, vor dem Mütter ihre Kinder warnen - ein Bösewicht aus dem Märchen, ein Kinderfänger.

Sein Kollege dagegen besaß eine oberflächliche Fröhlichkeit. Solange man ihn nicht gut kannte, konnte man ihn ohne Weiteres für einen Retter der Kinder halten. Dr. Wolanskis Wangen leuchteten rosig, sein Gesicht war beinahe kreisrund. Seine Arme und die ganze Statur waren angenehm pummelig und strahlten Gemütlichkeit aus. Ein buschiger blonder Haarschopf zierte seinen Kopf, und hätte er sich den Bart länger wachsen lassen, wäre er eine ideale Besetzung für den heiligen Nikolaus gewesen. Ginge man allein nach dem Äußerlichen, lief es auf eine Entscheidung zwischen einem Kinderfänger und dem Nikolaus hinaus, und Dominik hätte es niemandem ernsthaft verübeln können, sich für Letzteren zu entscheiden. Zum Unglück für die Mutter würde dieser Nikolaus ihr Kind allerdings mit Opium einschläfern, während der Kinderfänger wenigstens versuchen wollte, ihm das Leben zu retten.

Daniels Mutter schaute Wolanski an, dann ging ihr Blick zu Dominik und wieder zurück. »Vielen Dank, Herr Doktor«, sagte sie schließlich an Wolanski gewandt. Sie sprach mit leiser, bescheidener Stimme. »Wir können Ihnen niemals zurückzahlen, was Sie für uns getan haben.« Dominik erkannte den Tonfall nur zu gut - das war die wohlkalkulierte Bescheidenheit einer Frau, die ein klares

Ziel verfolgte. »Ich bin bloß die Tochter eines Flickschusters«, sagte sie. »Ich würde es gern mit dem Zaubertrank versuchen.«

Wolanskis Gesicht lief puterrot an. Er atmete tief ein und wieder aus, dann nickte er. Es war, als sei ein Sturm kurz durch ihn hindurchgefegt und dann genauso schnell vorübergezogen, wie er gekommen war. So verhielt er sich oft, fahrig, in einem Augenblick von einem Thema besessen, im nächsten schon wieder einem neuen zugewandt, als wäre nichts geschehen. »Arme Frau. Sie wissen ja nicht, was Sie tun. Ich bete für die Seele Ihres Kindes.« Er murmelte Dominik missvergnügt zu: »Dann sei es so. Sie werden den Tod des Kindes zu verantworten haben.« An die Schwester gewandt sagte er deutlich lauter: »Schwester, nun, wo dieser Fall nicht mehr unter meine Verantwortung fällt, achten Sie bitte darauf, dass auf dem Totenschein als Ursache eingetragen wird: Mord, verursacht durch Doktor Karski.«

Dominik spielte kurz mit dem Gedanken zu erwähnen, dass auf einem Totenschein normalerweise kein Platz vorgesehen war, wo der Name des Mörders vermerkt wurde, hielt dann aber seine Zunge im Zaum. Wolanski stürmte durch den Flur davon und stieß unterwegs gegen einen Rollwagen mit medizinischem Besteck, woraufhin metallisches Klappern über die ganze Station hallte.

Fairerweise musste man einräumen, dass Dominik gegenüber Wolanski in zweierlei Hinsicht im Vorteil war: Erstens hatte er vor langer Zeit schon viele ähnlich gelagerte Fälle gesehen. Und zweitens hatte Dominik in den letzten elf Jahren eine heimliche Liebschaft mit Bakterien unterhalten, diesen noch gar nicht so lange entdeckten Organismen, die kleiner waren als ein Stecknadelkopf, aber einen Elefanten niederstrecken konnten. Er bewunderte ihre Fähigkeiten und untersuchte ihre eigentümlichen Bewegungen über Gewebegrenzen hinweg, entlang der Arterien und Venen. Manchmal